

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 4-5

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

abfordern und nachrühmen. Es sei uns zum Schluß gestattet einige der treffendsten mitzuteilen:

Vor Gott ist kein Mensch ein Genie.

Geist ist Mut zum Leben, wo man ihn nicht für möglich halten sollte.

... Güte, die man hat und Güte die man ist.

Das Leiden ist die Feuerprobe des Geistes, gewöhnlich besteht der Mensch sie nicht gut.

Hedwig Schöch.

Bücher Rundschau

Larissa.

Jacob Schaffner. Larissa. Roman. Berlin: Böhlau-Verlag 1935.

Wenn uns der Dichter nach dem Russland vor dem Weltkrieg führt, uns unter russische Menschen versezt, die der vorangegangenen Generation angehören, so verzichtet er auf die spannende Wirkung des Zeitromans, worin zum größten Teil der Erfolg einer *Rachamanova* beruht. Nicht die Darstellung weltgeschichtlicher Ereignisse ist seine Hauptabsicht, sondern das Entschleiern der menschlichen Seele, die ihm in Russland einheitlicher, weniger durch Kultur zerstört als im Westen, dämonischer erscheint. Da sind — um unten anzusingen — die ergebenen Dienstboten wie die Kinderfrau *Daria*, der Herrschaft in leidenschaftlicher Liebe zugetan, sicher schreitend in der gottesfürchtigen Welt überlieferten Gebräuche; daneben aber der „russische Urriese“, verkörpert im Diener *Gregorj*, mit dem haltlosen Drang zur Aufopferung, zur Hingabe an das Hohe bis zum Verbrechen, ein „geistiger Epileptiker“, der an Figuren *Dostojewskij* gemahnt. Das uneheliche, phantasievolle Kind *Larissa*, das bei den Großeltern als kleine Herrin aufwächst mit liebenswürdigen Despotenregungen gegenüber der untern Klasse, empfänglich bis zur Begeisterung für die geistigen Geschenke einer deutschen Erzieherin; die für alles Schöne entflammt junge Deutsche selbst mit dem warmen Herzen; die widersprüchsvolle in der Kraft ihres Fühlens ins Großartige erhöhte alte *Lanskoja*, neben welcher der gutmütige Gatte verblaszt; der soldatische Sohn, der im Widerstreit der Bruderliebe mit dem Ehrgefühl seines Standes zur Untätigkeit verdammt ist — das alles sind unvergessliche Gestalten; besonders prägt sich die kostbare Mädchenblüte *Elisawjetja* ein, gleich vollkommen an Gemüt wie an Geist, vom Dufte der Entzückung umwittert, und der „Schandsleck der Familie“, die schöne *Xenia*, der vom Dichter, weil sie viel liebt, viel vergeben wird. Die große Kunst Schaffners zeigt sich vorzüglich in der Einfühlung in die Träumereien eines Kindes oder in die knospende Neigung voll Frische und Lebensgläubigkeit eines Jungmädchens. Absichtlich taucht Schaffner die Handlung ins Halbdunkel. Der Leser ist auf seinen Spürsinn angewiesen, um die Zusammenhänge zu erraten bei der Ermordung *Xenias* oder beim Überfall auf *Larissa*, bei dem die Hauslehrerin ihr Leben dahingibt. „Uns allen ist gemeinsam der Anstand des Lebens, die Treue, das Unglück und die unwandelbare Liebe“, so kennzeichnet der Dichter seine Gestalten im Eingangskapitel. Die psychologischen Einzelzüge machen den Wert des Romans aus. Überraschend überfällt uns die Kritik, die Schaffner an Tolstoj übt. Er nennt ihn den Scharlatan, der dem Volk das Dienen und Helfen predigt, eben das, womit der einfache Mensch selbstverständlich aufwächst. Die doppelte ungeeignete Bindung russischer Menschen an deutsche mag leicht befremden. Während die herangewachsene *Larissa* ihrem deutschen Vater in dauernde Obhut gegeben wird, reist die Großmutter als „Böllrussin“ zu dem im russisch-japanischen Kriege schwer verwundeten Sohne *Andrej* in die Heimat zurück, ohne den Jugendgeliebten wiedergesehen zu haben. Schaffner mag sich in diese deutschen Verwandtschaften gerettet haben, um dem eigenen Zweifel oder dem seiner Leser zu begegnen, ob es dem Westeuropäer möglich sei, die russische Seele zu ergrün-

den. „Die Starken müssen unten sein, um die Welt zu tragen“. Mit dieser heroischen Aufforderung zum Mut im Unglück schließt der sechzigjährige Dichter sein neuestes Werk.

Helen e M e y e r.

Charakter, Leiden und Heilung.

Charakter, Leiden und Heilung von Fritz Künkel, Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Es gewährte ein faszinierendes Schauspiel — wenn auch nur von ferne — die Entwicklung des jüngsten Zweiges der Psychologie, der Psychoanalyse zu verfolgen. Auch hier wurden die Einseitigkeiten der Anfänge nicht vermieden. Sie drohten sogar das ganze, bis dahin nur dem Dichter durch Intuition und Innenschau erschlossene Gebiet in Verlust zu bringen. Doch wie bei der Erstbesteigung eines unentdeckten Gebirges der Gipfel, der anfangs beherrschend schien, bei seiner Bevältigung zurückweichen muß vor immer neu andrängenden Riesen, bis einem jeden sein Platz in der Kette bestimmt werden kann, so wurde auch in der Erkenntnis des Unbewußten, des verborgenen Menschen, der dem sichtbaren Menschen seine Impulse und Kräfte lebt, die einseitige Betrachtung überwunden und allmählich ein Widerpiel der Gesamtpersönlichkeit geschaut. Das Unbewußte wurde als der verborgene Stapelplatz der Erfahrungen des Individuums erkannt, ja mehr noch, als die Aufspeicherung der versunkenen Erlebniswelt der Ahnen, vom geistigseelischen Lebenstrieb nach eigenen Gesetzen geordnet und gebraucht, zur ständigen Wandlung und Weitung beim Gesunden, zu Erstarrung und Rückgang beim seelisch kranken Menschen.

Fritz Künkel gleicht nun einem Bergsteiger, der durch die Erfahrungen seiner Vorläufer schon eine Reihe von Gipfeln bezwungen sah, und der von hier aus weitergehend, einen erhöhten Standort gefunden hat, von dem aus ihm eine weite und klare Übersicht gewährt ist. Er ist bis hart an die Grenze gegangen, wo die Wissenschaft zurückbleibt und eine neue Gewißheit sich im Religiösen aufstut. Er überschreitet die Grenze nicht, doch er weiß, daß von dort die Lebenskräfte genährt werden. Er hat seine Anschauung über die Entwicklung der Persönlichkeit im Widerpiel ihrer bewußten und unbewußten Erfahrungen, Vorstellungen, Wünsche und „Dressate“ (von ihr selbst sich selbst aufgestellte Gejeze zum Schutz und zur Selbstbehauptung, die aber nicht verknöchern und sich ins Zwangshafte steigern dürfen, sondern in lebendiger Entwicklung immer wieder aufgelöst und auf höherer Stufe neu gebildet werden müssen) niedergelegt in seiner „Einführung in die Charakterkunde“. Es ist eine Anschauung, die ihm aus der subtilsten und gewissenhaftesten Beobachtung und Behandlung von Kindern und Erwachsenen in ihrer Unordnung und Umordnung erwachsen ist. In weiteren Bänden wurde die Auseinandersetzung der alten und jungen Generation, das Problem Liebe und Ehe, das Problem Einzelmensch und Gruppe behandelt. Jeder Band ist auch für sich allein verständlich. Der vorliegende fünfte Band, „Charakter, Leiden und Heilung“ beginnt wieder mit der Entwicklung des Kindes und seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt, und zeigt das dabei unausbleibliche Leiden, das, wenn es nicht in einem schöpferischen Prozeß überwunden wird, schon jetzt oder später zur Erkrankung führt. In sehr klaren Beispielen wird das Wesen der Heilpädagogik beschrieben. Im folgenden Teil wird die erschreckende Logik und Konsequenz in der Entwicklung der Sünden und Zwangsvorstellungen, der Seelen- und Geisteserkrankungen bis zu den unheilbaren Formen dargestellt. Die Krankheit ist immer ein Ausweichenwollen vor den schweren Kämpfen des Lebens, das aber nicht Heil, sondern Zerstörung bringt. Unser Lebensweg führt fortgesetzt durch Leiden, doch wenn sich das fruchtbare Leid in sinnlose Dual verwandelt, erkennen wir, daß wir die Richtung verloren haben. Das Wiedereinbiegen in die lebendige Richtung ist der Heilungsprozeß. Im letzten Teil des Buches wird dieser Heilungsprozeß als gemeinsame Aufgabe des Arztes und des Patienten beschrieben. Für Künkel ist die Lehre von der unabänderlichen Festlegung des ererbten Charakters ein pessimistisches Märchen. Nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiet der Heilung durch Tiefepsychologie sind Charakterfehler überwindbare Fehlentwicklungen oder steckengebliebene Entwicklungsrisiken. Doch nur die Not, die tiefste Verzweiflung, die Erkenntnis, es geht nicht mehr weiter, kann den Menschen zur Umwandlung reif machen. Der

Bücher-Rundschau

Weg der Heilung geht über die Krise. Wohl dem Menschen, dem in solchen Zeiten ein einsichtsvoller Führer zur Seite steht. Deshalb sei dieses Buch Eltern und Lehrern warm empfohlen.

J r m g a r d v . F a b e r d u F a u r .

Entwicklung im Bolschewismus.

Entwicklung im Bolschewismus, Das geistige Gesicht des Bolschewismus von Fritz Lieb. (Gotthelfs-Verlag, Bern und Leipzig.)

Diese kleine lebenswerte Broschüre ist im Auftrag der Forschungsabteilung des ökumenischen Rates herausgegeben. In wenigen Strichen sind die Voraussetzungen gezeichnet, aus denen der Bolschewismus herauswachsen konnte. Insbesondere war es dem Verfasser darum zu tun, die Ausbreitung der Gottlosenbewegung durch das Versagen der orthodoxen Kirche als Führerin und Erzieherin des russischen Volkes zu erklären. Diese hob den Einzelnen im Kultus auf Augenblicke aus der Welt der Irdischheit empor, ohne ihm aber genügend Antriebe zu geben, auch im praktischen Leben seinen christlichen Glauben zu bekunden. Sie hat das irdische Dasein des Volkes vernachlässigt und sich tatsächlich seit der Abschaffung des Patriarchats unter Peter dem Großen als Werkzeug des volksfremden, unter westlichem Einfluß stehenden Zarismus missbrauchen lassen. Die Gottlosenbewegung wendet sich schonungslos gegen die historischen Sünden der christlichen Gemeinden, gegen die für Silberlinge an Christus verübten Verrate, die im Lauf der Jahrhunderte nicht nur einmal verübt worden sind. Das russische Volk erwartete von der Wiederkunft Christi das Paradies auf Erden, jetzt soll es ihnen der Bolschewismus bringen. Lenin war überzeugt von der wissenschaftlichen Begründung seines irdischen Ideals, aber tatsächlich steht hier ein Glaube mit dem Anspruch, Wissenschaft zu sein, dem Christentum gegenüber, und nur als Glaube, als Dämonie, konnte er seinen Kampf gegen das Christentum führen. Die Verwandtschaft mit dem Islam in seinem männlich harten Fanatismus wird hervorgehoben. Der Bolschewismus erniedrigt den Menschen als reines Naturwesen, als Produkt einer blinden Entwicklung zum ichlosen Objekt, zum ununterschiedenen Teil einer Masse. Wo keine lebendige Individualität ist, da ist auch keine wahre Beziehung zum andern mehr möglich; die Kameradschaft im Kollektiv ist keine brüderliche Gemeinschaft, denn diese sieht Geist und Seele und somit persönliche Stufe der Entwicklung voraus. So bedeutet der totale Wirtschaftsstaat infolge der Unterdrückung der lebendigen Persönlichkeit in Wirklichkeit das Ende des Menschen, zu dessen Befreiung Karl Marx einmal aufgebrochen war. Doch zeigt der Verfasser zuletzt, wie auf immer weiteren Gebieten, allen materialistischen Theorien zum Trotz, die positiven Kräfte, die im Bolschewismus in eine dumpfe Welt eingebrochen sind, in der dialektischen Entwicklung der Dinge wieder zum Geistigen treiben. Allenthalben ist dies spürbar, in der Umwandlung des Schulwesens, in der Höherschätzung der Lehrer, in einem neuen Aufschwung der Universitäten, in einer strengerer Auffassung der Ehe, im Drängen der Jugendkommunen zu geistigen Inhalten, in der neuen Arbeitsordnung der Fabriken, in einer neuen größeren Differenzierung der Volksschichten, in einer Wiederentdeckung der russischen Heimat, die nicht Nationalismus zu werden braucht, sondern mit manchen andern Seiten der neuen Entwicklung an die klassische Renaissance erinnert.

Die Schrift könnte ein Weckruf sein für den Westen, der im Begriff ist, in seiner Gegnerschaft gegen den Bolschewismus selbst einem, nur anders gearteten, Antihumanismus zu verfallen, und insbesondere auch für die westlichen Kirchen: Die dort haben ein falsches Fund, mit dem sie wuchern, und sehen, wie sie es vervielfältigen! Ihr habt das wahre, das ihr vom Himmel euch verliehen hältet, und lasst es noch immer vergraben.

J r m g a r d v . F a b e r d u F a u r .

Volksforschung.

Emil Meynen: Deutschland und Deutsches Reich. F. A. Brockhaus, Leipzig 1935.

Die mannigfache Zerreißung deutschsprachigen Gebietes durch die Friedensverträge, die Abstimmungskampagnen bis zum Saarkampf, die Verwandlung von

deutschem Staatsvolk in Minderheitsvölk, die weitgehenden Entnationalisierungsbestrebungen haben schon bald nach dem Krieg allen Bemühungen, die dem ideellen Zusammenhalt innerhalb des deutschen Sprach- und Kulturgebietes dienen konnten, starken Auftrieb verschafft. Eine der ersten Folgen war die vertiefte Fragestellung nach Umfang und Charakter deutschen Volks- und Kulturbodens. Eigene Institute wurden ausschließlich zu diesem Zweck gegründet, so die aus dem Schlesienkampf hervorgegangene Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig, die im Dienst der Verbreitung der deutschen Sprache arbeitende Deutsche Akademie in München, das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart u. a. m. Das Dritte Reich hat verständlicherweise alles, was mit deutscher Volksforschung zusammenhängt, schirmend unter seine Fittiche genommen.

Im allgemeinen stehen wir bei der völligen Entpolitisierung der Nationalitätenfrage innerhalb der Eidgenossenschaft diesem Arbeitskreis ziemlich beziehungslos gegenüber. Doch ist es unter Umständen auch für uns ebenso wichtig wie interessant, sich mit seinen Ergebnissen in Beziehung und auseinanderzusetzen, dann nämlich, wenn er uns selbst berührt. Ein Buch, wie das von E. Meynen verfasste und von der Zentralkommission für wissenschaftliche Deutschlandkunde herausgegebene Werk „Deutschland und Deutsches Reich“ fordert dazu schlechterdings heraus.

Die tieferen Gründe für seine Herausgabe sind wohl darin zu suchen, daß die Bemühungen des Reiches, als Repräsentant deutscher Art schlechthin und als berufener Beschützer kulturdeutscher Belange zu gelten, nicht überall auf volle Gegenliebe stoßen. Nach Meinung des Verfassers sind die kräftigen partikularen Tendenzen vor allem darauf zurückzuführen, daß mit der gebräuchlichen Einengung des Begriffes „Deutschland“ auf das kleindeutsche Reich das deutsche Eigen- und Artbewußtsein außerhalb der Reichsgrenzen teilweise schwächer geworden sei, ja daß die Füreinandersezung der Begriffe Deutschland und Deutsches Reich zur bewußten Abgrenzung und zur Leugnung der Volkseinheit geführt habe. So hält er es vor allem für wichtig, den ursprünglichen Begriff „deutsch“ und „Deutschland“ herauszuarbeiten und ihn genügend gegen Begriffe, welche die politische Struktur des deutschen Volksgebietes bezeichnen, insbesondere gegen den Begriff des Reiches abzusetzen und durch die Beseitigung des politischen Misstrauens, das mit der Füreinandersezung zusammenhänge, wieder den Weg freizumachen für das vorbehaltlose Bekenntnis zu gemeindeutscher Art, zum deutschen Volk, zu „Deutschland“.

Das geschieht in einem reichbelegten historischen Überblick, der sämtliche Phasen der Begriffsbildung von der fränkischen Zeit bis zur Gegenwart berührt. Darin nach bezeichnet das Wort „Deutsch — theodisce“ zuerst nur die Sprache, im romanischen Land auch den deutschen Heerbann; man spricht im 13. Jahrhundert von „deutschen Landen“, die immer nur einen Teil des universal gedachten Reiches ausmachen. Bis ins 15. Jahrhundert ist „Deutschland“ nie politische, sondern sprachlich kulturelle Bezeichnung. Erst unter Maximilian I. taucht das Wort „Germania“ im kaiserlichen Titel auf. Im 15. Jahrhundert spricht man von der deutschen Nation, aber auch nicht im staatspolitischen Sinn. Die Volksbezeichnung springt zur Zeit der Reformation und des Humanismus auf das Land über; „deutsche Nation“ und „Deutschland“ werden — immer noch unpolitische — Wechselbegriffe; darum bestehet auch, nachdem 1499 die Eidgenossenschaft praktisch aus dem Reichsverband ausscheidet, an ihrer weiteren Zurechnung zu „Deutschland“ kein Zweifel. Ihre offizielle Bezeichnung „Alter großer Bund in oberdeutschen Landen“ sei Bestätigung dessen.

Bis ins 19. Jahrhundert decken sich „Deutschland“ und „Deutsches Reich“ im Bewußtsein ihrer Bewohner nicht. Erst die Staatsrechtsler des 17. und 18. Jahrhunderts tragen Verwirrung in die Auseinanderhaltung der Begriffe. „Deutschland“ bezeichnet nun mehr und mehr auch das Reich. Der üblich werdende Rechtstitel „Reich deutscher Nation“ bedeutet eine Einschränkung gegenüber der volklichen Wirklichkeit. Erst im Neuhumanismus und in der Romantik und zwar hauptsächlich unter Herders Einfluß setzt sich wieder der mittelalterliche Sprachgebrauch durch. Das gilt für Arndt, Görres, für die Germanisten, voran die Brüder Grimm. Doch liegt nun das entscheidende Kriterium für die Zurechnung eines Volksteiles zu Deutschland wesentlich auf dem Gebrauch des Hochdeutschen als der kulturformenden Hochsprache.

Aufschlußreich dafür, daß „Deutschland“ der weitere Begriff, jede staatsrechtliche Bezeichnung aber der engere Begriff ist, wird die Geschichte der Einigungsbewegung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie geht vom Volk und nicht von der zufälligen politischen Organisation der deutschen Staaten aus. Aber schon damals und zwar bei Wilhelm von Humboldt, bei Gustav Wilmowski werden Zweifel laut, ob über die Sprache hinaus nicht der Wille zur Zugehörigkeit darüber zu entscheiden habe, wieweit Deutschland zu rechnen sei.

Mit 1848 beginnt die Wandlung des ursprünglichen Gedankens eines deutschen Nationalstaates in einen Nationalmachtstaat; die politischen und militärischen Gesichtspunkte treten in den Vordergrund, der Begriff des Deutschen engt sich zusehends ein auf den Angehörigen des zu schaffenden „Deutschen Reiches“. Tragisch nennt Mehnen diese Wendung; denn mit der kleindeutschen Lösung wird sie zur praktischen Tatsache. „Deutsch“ und „Reichsdeutsch“ werden Synonyma. Der Machtgedanke hat über den Volksgedanken gesiegt, der Anspruch des neuen Machtkörpers, auch Repräsentant des Ganzen zu sein, ruft Widerständen und beschleunigt den Prozeß der Lockerung des Volksgesäßes. Österreich, das 1848 an der Lösung der deutschen Frage teilgenommen hat, zieht sich hinter die schwarzgelben Grenzfähle zurück; Luxemburg, wo damals die schwarzrotgoldene Fahne wehte, wendet sich innerlich Frankreich zu, die deutsche Schweiz betrachtet trotz J. K. Drelli, Gottfried Keller, Bächtold die neue Entwicklung mit wachsendem Mißtrauen.

Diese Entwicklung, die im Grunde einen dauernden Protest gegen die reklamehaftesten Verwendungen des Wortes „Deutsch“ und gegen die Überheblichkeit manches patentierten Reichsvertreters bedeutet, können auch die Bemühungen „Deutschland“ als einen geographischen Raum zu bestimmen, nicht aufhalten. Ein übriges tut die reichsdeutsche Gesetzgebungssprache bis zur Weimarer Verfassung. Wenn sie an den entscheidenden Stellen immer wieder „deutsch“ für „reichsdeutsch“ steht, so werde es damit, wie Mehnen glaubt, „den Staatsbürgern Deutschösterreichs, Luxemburgs wie den volksdeutschen Staatsbürgern der Schweiz natürlich unmöglich“ gemacht, „auch für ihre Heimat den Ausdruck „Deutschland“, wie sie es einst getan haben, zu gebrauchen“.

Hier tritt freilich ein schwerer psychologischer Irrtum zu Tage, der sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht. Begriffe wie „Deutschland“, „deutsches Volk“, „deutsche Kultur“ werden genommen, als ob sie ein für allemal festlägen; Mehnen sieht daran vorüber, daß gerade der Hang zur Differenzierung und die Freude an der Eigenart ein Grundzug deutschen Wesens sind, Erbübel, wenn man so will, und Quelle kulturellen Reichtums zugleich, und viel zu tief haftend, als daß er — außer um den Preis der Eigenart —, sich durch ein paar juristische Vereinigungen bändigen ließe. Hier und in den Schicksalen der einzelnen Teile des alten deutschen Volkes liegen die Gründe für manche Aufspaltung und gegenseitige Entfremdung, die dort, wo eine tiefe seelische Neuformung einsetzte, wie in den Niederlanden mit der calvinistischen Reformation und dem Freiheitskampf bis zur völligen, auch der sprachlich-kulturellen Trennung führte.

Was gegenwärtig im zusammenhängenden deutschen Siedlungsgebiet sich des Hochdeutschen als seiner Hochsprache bedient und deshalb von Mehnen Deutschland zugerechnet wird, weist neben erstaunlich vielen gemeinsamen Grundzügen doch auch so zahlreiche Merkmale einer besondern Zentrierung auf, daß man gerade heute, wo die geistigen Spannungen schärfer denn je sind, und Entscheidungen zu Glaubensentscheidungen werden, etwas vorsichtig mit der Zitierung einer im Vergleich mit unserer Zeit recht wenig komplizierten Vergangenheit sein sollte.

Wenn Mehnen über die Hochsprache hinaus auf die äußerst sorgfältige Bebauung und Nutzung des Landes, die Behaglichkeit und Sauberkeit der Wohnstätte und die auf weite Sicht gerichtete Planmäßigkeit in der Organisierung des Raums als auf fast Instinkt gewordenen Verhaltungsweisen abstellt, die man überall trifft, wo der deutsche Mensch zuhause ist, so ist sicherlich etwas daran. Aber kann er nicht Entscheidenderes in die Waagschale werfen? Denn diese sichtbaren Zeugnisse wirken wohl im Augenblick, wo man ihnen begegnet und dann gemüthhaft; man fühlt sich, wo sie sind, irgendwie zuhause. Aber überwinden sie Zeit und Raum so, daß nichts ihre zusammenbindende Kraft zu erschüttern vermag?

Wäre das wirklich der Fall, dann müßte man nicht erst begriffliche Klarheit schaffen, um für „Deutschland“ zurückzugewinnen, was zweifelsfrei deutschen Stammes ist.

Um sich wäre gegen die Klarstellung der Begriffe nichts einzuwenden. Die Frage ist nur, ob das Bemühen nicht hinter den Tatsachen dreinhinkt und ob heute der rechte Zeitpunkt dazu ist. Einmal ist es immer mißlich, unter Anrufung der Geschichte, die bekanntlich nicht mehr rückwärts in Bewegung zu setzen ist, Begriffe zu revidieren, um die sich inzwischen eine ganze Aura von Gefühlen, affektbeladenen, ressentimenthaften, gelagert hat. Es besteht immer die Gefahr, daß das Gegenteil von dem erreicht wird, was gewollt war. Im vorliegenden Fall besteht sie umso mehr, als heute gerade im Reich das Wort „deutsch“ hart und einschränkend umrisßen verstanden wird und als nicht zum wenigsten dadurch die Selbstverständlichkeit des Austausches innerhalb des hochdifferenzierten deutschen Kulturgebietes dermaßen zum Erlahmen gebracht worden ist, daß sich die Teile wie noch nie auf sich selbst zurückgeworfen sehen und der verstärkte Kulturanschluß draußen in der nichtdeutschen Welt viel mehr nach Selbsterhaltung als nach irgendwelcher Liebdienerei aussieht.

Das Buch geht aber darüber hinaus uns noch in besonderem Sinne an, indem es mit klarer Selbstverständlichkeit unter Berufung auf die Vergangenheit, den Kulturausdruck, die Hochsprache die deutsche Schweiz zu wiederholten Maleen und dringend für Deutschland — nicht für das Reich — reklamiert. Das erste wird man nicht leugnen können. Beim zweiten wird man einwenden dürfen, daß in unserer Geschichte drei Dinge unsere Volksgestalt entscheidend beeinflußt haben: jene konservative Volksrevolution am Anfang, welche die Entstehung von Territorialgewalten hemmte und die organische Möglichkeit einer politischen Willensbildung von den Zellen des Volkstörpers her bewahrte; dann unsere Form der Reformation, welche das öffentliche Bewußtsein nicht schwächte, sondern stärkte und es mit der im Süden nie ganz erloschenen Latinität amalgamierte; endlich — und nicht erst seit der französischen Revolution — die Entpolitisierung der Nationalitätenfrage, die sich dadurch aus einem Passivum in ein Aktivum verwandelte. Alles das bedeutet natürlich nicht, daß unser Stammestum die Beziehung nach rückwärts verliert, zumal diese in einem seiner Grundanlage nach konservativem Volk stärker wirkt als in breiten Teilen des Reiches.

Ob die Hochsprache aber ein unzerreißbarer Damm ist, wenn sich Voraussetzungen des kulturellen Zujamnengehörigkeitsbewußtseins lockern? Man kann sehr deutlich die Phasen dieser Lockerung feststellen. Was bei C. F. Meier und G. Keller noch Selbstverständlichkeit war und sich etwa in Huttens letzten Tagen oder dem gern zitierten „Vom Fels zum Meer“ ausdrückt, das trug Ferdinand Bitter nach seiner Konstanzer Rede bereits eine Rächenmusik ein und würde heute ziemlich unumwunden als geistiger Landesverrat bezeichnet werden. Man mag solche Entwicklungen, die offenbar mit den tieferen Lebensgesetzen bei uns und im Reich zusammenhängen, bedauern, aber man soll nicht vor ihnen die Augen zukneifen oder dann, wenn man sich über sie ärgert, Säze gebrauchen wie im Zusammenhang mit der Erörterung über Hochsprache und Dialekt diesen: „Die reiche Mundartendichtung der Schweizer sei keineswegs übersehen, ihre bewußte Be- und Überwertung durch gewisse (?) schweizerische Kreise beleuchtet volkspartikularistische Strömungen, die die Beachtung eines jeden, der für den Bestand des deutschen Sprachgebietes empfindet, erheischen.“

Wäre es nicht richtiger, den Gründen, die keineswegs so einseitig bei der Schweiz liegen oder bei dem großen „Führer“ im Westen, den man so schnell verantwortlich macht, wenn bei uns etwas unfreundlich tönt, nachzuforschen? Die Entscheidung freilich über das, was uns kraft unseren Lebensgesetzen not tut, überlässe man doch lieber uns selbst! Die Schweiz ist zum Glück noch kräftig genug, das, was ihrer angestammten Art entspricht, zu tun und zu lassen. Das wäre noch zu dem an sich von wärmerer Liebe zum deutschen Volkstum getragenen Buch zu sagen.

H. v. Berlepsch-Balen das.

Handbuch der deutschen Volkskunde.

Handbuch der deutschen Volkskunde, herausgegeben von Dr. Wilhelm Peßler in Verbindung mit einer Reihe deutscher Volkskünstler, Akademische Verlagsanstalt Athenaion, Potsdam, ab 1935.

Unsere Zeit mit ihrer starken Hinwendung der Völker auf sich selbst ist volkskundlicher Forschungstätigkeit günstig. Sie wird dort, wo Volk geradezu Inhalt und Ziel der Politik geworden ist, mit ein Stück Arbeit an der Gegenwart wie an der Zukunft.

Es ist allzu verständlich, wenn ein Volk, das an sich in stärkstem Maß Interesse gewinnt, die von grauer Vergangenheit her sich bildenden Formen seiner Art zu leben, zu arbeiten, sich zu freuen, registriert, Zusammenhänge aufdeckt und seine Angehörigen lehrt, das alles als ihr Eigentum zu betrachten und auf diesem Weg die Heimat erneut sich zu eignen zu machen. Gerade das deutsche Volkstum innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen ist dank seiner Ausbreitung und seiner mannigfaltigen Verührung und Ver schlechterung mit anderen Völkern außerordentlich reich an altem Kulturgut.

Nachdem aber auf deutschem Kulturboden eine Reihe von Staaten entstanden, die z. T. auf ihre Selbständigkeit stolz sind, wird jede volkskünstlerische Arbeit vor der heissen Aufgabe stehen, sich ihrer mit dem Takt zu entledigen, welcher hier gefordert ist.

Wenn in dem umfassenden Handbuch der Deutschen Volkskunde Walter Behrmann in dem einleitenden Artikel „Der deutsche Boden als Grundlage des Volksstums“ schreibt: „Wir wollen uns bewußt bleiben, daß die politischen Grenzen aus einem geographischen Raum nur ein Gebilde heraus schneiden, dem man stets nur Augenblickswert zugestehen darf“, so ist das historisch zweifellos richtig, trifft aber etwas schief auf die Willenshaltung und Erwartung gerade solcher deutscher oder ehemaliger deutscher Volksteile, die gerade in ihrer derzeitigen Umgrenzung das Versprechen für die Bewahrung ihres Eigenlebens sehen. Man wird unter Umständen dort auch nicht so durchaus der Ansicht sein, daß etwa die Stellung des Deutschen zu Boden, Tier, Haus völlig anders ist als die des anderssprachigen Nachbarn und Mitbürgers — einfach, weil man es aus eigener Anschauung auch anders weiß, und man wird nicht so rasch bereit sein, aus dem Formunterschied sofort einen Wertunterschied zu machen.

Es ist verständlich, wenn eine umfassende Volkskunde nicht an politischen Grenzen Halt macht; aber man darf anderseits erwarten, daß man Erscheinungsformen des Volkslebens, die gerade durch die Grenze und das andersartige Schicksal beeinflußt wird, in ihrer Art würdigt und darum auch mit dem Begriff „Deutschland“ — „das ganze Deutschland soll es sein“, wie Peßler in der Einleitung zitiert, zurückhaltend operiert. In den mehr programmaticisch gefaßten Partien des Handbuchs ist das nicht überall der Fall.

Die Bearbeitung der Einzelgebiete, soweit sie in den Lieferungen vorliegen, weisen bisher eine weitgehende Objektivität und eine dem Riesenstoff entsprechende Bielseitigkeit auf. Ein Endurteil kann erst beim Vorliegen des Ganzen möglich sein.

Das Kriterium für unsere Anerkennung oder Ablehnung wird ganz abgesehen vom Wert der wissenschaftlichen Bearbeitung die bekundete Fähigkeit sein, die oben angedeutete Gefahrengrenze zu beachten. Sie ist solange vorhanden, als Volkskunde, wie es im Prospekt heißt, „in hervorragendem Maße der Stahlung des nationalen Willens dienen soll“.

H. v. Berlepsch-Balen das.

Staat und Philosophie.

Arnold Gehlen, Der Staat und die Philosophie. Felix Meiner Verlag, Leipzig.

Der Verfasser geht davon aus, daß die Geschichte der deutschen Philosophie in den letzten 150 Jahren die zunehmende Entwertung des Geistes zeige — dies sowohl unter den Angriffen des Kritizismus wie auch denen der Lebensphilosophie. Das Letztere ist ohne weiteres klar; den Kritizismus dagegen spricht der Verfasser insofern schuldig, als dieser die Frage nach den Bedingungen des Erkennens und

der geistigen Wahrheit stelle, was schon eine Entwertung des Geistes bedeute. Man fragt sich, wozu dann eine Philosophie nötig sein soll, wenn die Bedingungen des Denkens nicht untersucht werden dürfen. Die Antwort ist, daß es sich in der Philosophie eben nicht um den Geist als ein subjektives Denken handelt, sondern um den „objektiven Geist“ (in dem Sinne, der sogar noch über Hegel hinausgeht), nämlich um „das überpersönliche geistige Seiende in seinem Verhältnis zum Dasein“. Wie kommen wir nun zu diesem Überpersönlichen? Antwort: Durch die gegebene Wirklichkeit; die Idee ist „eine geistige Wirklichkeit, die sich in notwendigen, tatsächlichen Gestaltungen auslegt“. Verwerflich ist also das „Raisonnement, gleich welchen Anspruchs, das sich über die Dinge erhebt“. Von ihm werden „Bindung und Gesetz nicht mehr als Lebenselemente gespürt und getragen, sondern als Begriffszusammenhänge diskutiert“. Infolgedessen „hat die Philosophie den Sinn, das Organ für die politischen Realitäten weitgehend und notwendig verloren“. Das „objektiv Geistige ist nur durch seine Konkretionen hindurch begreifbar“. Nun heißt es dann zwar wiederum, daß diese Realitäten des objektiven Geistes, „wie Gott, Volk, Staat . . . von zwei Seiten her gedacht werden müssen: von der Seite ihres tatsächlichen Niederschlages, ihrer sichtbar gegebenen Verwirklichung her, und von der Seite ihres Wesens, ihrer nur denkbaren, aber sich notwendig so konkretisierenden und niederschlagenden Idee her“. — Es ergibt sich aber daraus gerade, daß tatsächlich das Denken des objektiven Geistes doch nur von der nackten Wirklichkeit her erfolgt, da auch die Idee in ihr allein sich verleiblicht und bindet. Infolgedessen kann es im letzten für die Gehlen'sche Philosophie überhaupt eigentlich nicht um Erkennen gehen, sondern um Wollen. Und zu diesem Wollen, welches wesentlich vom Volksgeist ausgeht, gehört „Einseitigkeit und Härte, ohne die niemand etwas vollbringt“. — Es handelt sich also, wie man sieht, im wesentlichen bei dieser Philosophie um den Staat. Zwar wird Gott noch in gleicher Linie mit ihm zugelassen, aber hauptsächlich nur um dem bestehenden Staat Würde zu geben, denn Gott kann nicht in Gegensatz zu ihm treten. Nachdem der Staat begrifflich feststeht, verschwindet Gott wieder, weil heute „der Ort der höchsten Verdichtung des Daseins kaum mehr die religiöse, sondern die politische Existenz ist“. Der Verfasser benötigt Gott nur, um den Menschen als eine „Kreatur, unfreiwillig ins Dasein geworfen und durch diesen Wurf schon festgelegt und charakterisiert“, bezeichnen zu können: „denn der Staat ist die vorentscheidende Gewalt für den engen Spielraum der Entschlüsse aller, die in ihn hineingeboren werden“. Ein Recht oder einen Vorbehalt des Einzelnen gegen den Staat, der vorwiegend aufgefaßt wird als „Repräsentation, Herrschaft, gelegtes Gesetz, Dienst, Führung, protectio“, gibt es nicht. Schon Zuschwebelassen der Entscheidung, Verstehen und verstehen Wollen ist Skepsis und Innerlichkeit, und damit verwerflich. Nur Handeln gilt; wo gehandelt worden ist, kann man nachher „die in Handlungen sich formierende Welt in engen Grenzen objektiv geistig durcharbeiten, was dann eine Theorie ergibt“. Wie so eine solche Durcharbeit noch objektiv und geistig ist, wird nicht klar, da es sich nur um die Rechtfertigung einer vorab erfolgten Bejahung oder Verneinung handelt. Freie Theorie, Überzeugung, die sich zu begründen weiß, ist hochverdächtig: man „lenkt dadurch die Energie des Handelns in Theorien ab“; „Existenz und Philosophie“ werden so „durcheinandergebracht“; es findet „eine Abgleitung ins Kontemplative und Theoretische“ statt. Der Willen „findet sich in den konkreten Daseinsordnungen jeweils schon vorgeformt und aufgesangen und kann nur dadurch wollen“. Trotzdem wird gesagt, daß „das Leben des Menschen auch im biologischen Sinne nur dann gedeiht, wenn der Geist seine ihm gemäße Welt ergriffen hat“. Man versteht nur nicht recht, was der Geist, der „überall uneingeladen der letzte an der Tafel ist und die schon Versammelten mustert“, hier noch zu tun braucht. „Mustern“ kann hier nur ein entmachtetes Anstieren bedeuten. Es genügt doch, daß der Wille unter dem Zwang des Staates die ihm gemäße Welt ergriff. Wozu denn eine Philosophie, die nur das Gegebene noch einmal zu wiederholen und (wovor?) zu rechtfertigen hat? Denn eine andere Aufgabe bleibt für sie nicht übrig. Ausdrücklich bejaht Gehlen die Meinung der „nationalsozialistischen Bewegung . . ., die Geisteswissenschaften und in erster Linie die Philosophie als Wissenschaften von uns selbst hätten mit uns selbst übereinzustimmen“. Die „zugemutete Wirklichkeit“ genügt in jeder Hinsicht. Konflikte von geistigen Gebieten und von verschiedenen Zumutungen fallen nicht in Betracht, der Staat umfaßt alles und ist alles. —

Was ist an solchen Ausführungen das eigentlich Niederdrückende? Es ist, hier die Philosophie zu einem Karussel erniedrigt zu sehen, welches immer wieder das eine Pferd dem Beschauer mit großer Bravour vorgeritten zeigt, während das andre gerade dem Blick entchwunden ist; und in dieser Abwechslung sind es eben doch nur festgenagelte Holzpferde, die heroisch aussehen, aber keine ernstliche Aufgabe stellen. Wie oft, seit das Abendland seine grundlegenden Denkformen gefunden hat, hat man schon mit ungeheurem Elan diese Broschüre von Gehlen geschrieben, wie oft darnach wiederum die gegenteilige? Es liegt ja ganz einfach auf der Hand, daß der organisch gegebene Lebens- und Denkraum für die große Masse ganz überwiegend der allein fruchtbare und tatsächlich auch bestimmende ist; ebenso daß auch der größte und revolutionärste Denker nicht ohne diesen Anfang und Inhalt auskommt. Einordnung in menschliche, zeitliche, volkliche, staatliche Bedingungen bedeutet rein mengenmäßig immer viel mehr als Einspruch, Auflehnung, Neuanfang. Hätte das die Philosophie nicht zeitweise vergessen gehabt, so könnte es heute nicht mit dieser Primitivität neu entdeckt werden; aber diese ruft nur wieder einer neuen Primitivität des Gegenteils. Es ist so, als ob unaufhörlich zwei Parteien (etwa zwei Schuhfabriken, die nur rechte bezw. linke Schuhe herstellten) den Menschen umwürben und ihm klar zu machen suchten, wie sich das Leben unendlich vereinfache, wenn man nur auf dem rechten bezw. auf dem linken *zəqiaq jaqduuunuvnq svq hqjachqunun 'zəl təpiauqa nə jaq sə jəau 'aqtqñ magt* Beine im Kopf zu behalten. Aber braucht man dazu Philosophie? Mit nichts; sondern ihre einzige würdige Rolle ist die, den Menschen klar zu machen, daß sie nur auf zwei Beinen vom Fleck kommen, daß es Einordnung und Überschreitung gibt, Hinnahme und Entgegensezung, Existenz und Idee, Substanz und Kritik, Gemeinschaft und Individuum, und wie man diese aufeinander angewiesenen Gegensätze sonst noch benennen mag. Will man aber kein freies Denken, will man verbieten, dem Gegebenen irgendwie mit Abstand gegenüber zu treten, so genügt ja schließlich etwas wie Machttechnologie oder bestenfalls positives Staatsrecht; dann lasse man den Namen der Philosophie besser aus dem Spiel und schände ihn nicht durch eine Methode, das Denken einzusehen, um Verbote des Denkens auszuarbeiten.

Die Stadt Zürich.

Gotthard Schuh und Gotthard Jedlicka, Zürich. Verlag Oprecht, Zürich.

Die Einleitung sucht recht erfolgreich ein Bild zu runden von dieser Stadt, die auch heute, nach der fast sieberhaften Entwicklung der letzten Jahrzehnte zur äußeren und inneren Weitläufigkeit, noch erstaunlich viel eigenes Gesicht bewahrt. Die Bilder sind vorwiegend ausgezeichnet. Sie lassen sich in vier Kapitel eintheilen: Natur und Umgebung, Altstadt, Geschäftsstadt, Großstadtleben. Es ist zu billigen, daß man nicht den Versuch gemacht hat, zu dem früher ein solches Thema unfehlbar verleitet hätte, nämlich eine moderne und wahllos lebendige Großstadt ganz auf ihre architektonisch bedeutsame Vergangenheit festzunageln, besonders wenn wie hier der Reichtum an wirklich bemerkenswerten alten Gebäuden keineswegs groß ist noch jemals war. In solchen Fällen pflegte man die Lücken durch unehrliche Aufnahmen von neueren häßlichen Gebäuden auszufüllen, denen irgend eine verschleiernde Stimmung, eine ausgelügelte Überschneidung ein falsches Versprechen von Schönheit abgewinnen zu können schien. Selbst der Blick aus dem Torbogen des Bahnhofs unter den Felsköpfen des alten Eschers hindurch in die Bahnhofstraße hinaus macht hier keine Florentiner Prätentionen, wie es der Bahnhof selbst vielleicht ursprünglich tat, und auch die Aufnahme der Tonhalle ist recht artig, wie deren Überwitz durch die gegenseitige Verwirrung des Torgitters und der Baulinien zu einem gewissen derben Reiz des Naiv-Barbarischen gemildert wird. Der Schwerpunkt der Aufnahmen aus dem neuen Zürich liegt in filmisch gesehnen Bewegungsstudien, wie sie u. W. zuerst die Sammlung „Das Gesicht der Städte“ im Albertus-Verlag Berlin zur Kennzeichnung des Großstadtlebens verwandt hat. Solche Studien zusammen mit unheroischen Genre-Bildchen ergeben ein gutes Koordinatennetz, um auch das sonst unsagbare Atmosphärische einer Stadt einzusangen. Wer das Buch zuklappt, wird sicher ein wenig von der Wirklichkeit dieser Stadt Zürich empfunden haben.

E. Brodt.

Besprochene Bücher.

Gehlen, Arnold: Der Staat und die Philosophie; Felix Meiner Verlag, Leipzig.
Handbuch der deutschen Volkskunde; herausgegeben von Dr. Wilhelm Pöhlker in Verbindung mit einer Reihe deutscher Volkskünstler; 1935, Akademische Verlagsanstalt Athenaeum, Potsdam.

Lieb, Fritz: Entwicklung im Bolschewismus; Das geistige Gesicht des Bolschewisimus; Gotthelf Verlag, Bern und Leipzig.

Meynen, Emil: Deutschland und Deutsches Reich. F. A. Brockhaus, Leipzig 1935.

Rünkel, Fritz: Charakter, Leiden und Heilung; Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Schäffner, Jakob: Larissa, Roman. 1935, Zsolnay Verlag, Berlin.

Schuh Gotthard und Fedrica Gotthard: Zürich. Verlag Oprecht, Zürich.

Bücher-Eingänge.

Hans Kern: Georg Friedrich Daumer, der Kämpfer für eine deutsche Lebensreligion. Widukind-Verlag, Berlin-Lichterfelde, 1936. 45 Seiten. Preis Fr. 1.50.

C. A. Pfesser: Bebas und Maria. Eine Eichendorff-Studie als Beitrag zur Weisenserkenntnis des Dichters. Widukind-Verlag, Berlin-Lichterfelde, 1936. 46 Seiten. Preis Fr. 1.50.

Hans Joachim Schöeps: Gestalten an der Zeitenwende. Burchardt, Nietzsche, Kafka. Vortrupp Verlag, Berlin SW 29, 1936. 76 Seiten. Preis Fr. 3.10.

Emilie Briquet-Lasius: Sonnenhalb. Kleine Erzählungen und Gedichte. A. G. Neuenschwander'sche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, Weinfelden, 1936. 88 Seiten.

Max Plüß: Die Zukunft der Weltwirtschaft und vorausschauende schweizerische Wirtschaftspolitik. Verlag Heinrich Majer, Basel, 1936. 48 Seiten.

Hans Eggert Schröder: Mörice. Ein Meister des Lebens. Widukind-Verlag, Berlin-Lichterfelde, 1936. 62 Seiten. Preis Fr. 1.75.

Dr. Anton Castell: Die Bundesbriefe zu Schwyz. Volkstümliche Darstellung der wichtigsten Urkunden eidgenössischer Frühzeit. Verlag Benziger & Cie., Einsiedeln, 1936. 112 Seiten. Preis Fr. 2.—.

Jean-R. de Salis: Réflexions sur l'étude de l'histoire. H. R. Sauerländer & Cie., Aarau, 1936. 24 Seiten. Preis Fr. 1.30.

Fürst Nikolai Orloff: Bismarck und die Fürstin Orloff. Ein Idyll in der hohen Politik. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1936. 170 Seiten.

Richard Wichterich: Volksdeutscher Kampf. Verlag Du Mont Schauberg, Köln, 1936. 130 Seiten.

Kurt von Raumer: Der Rhein im deutschen Schicksal. Reden und Aufsätze zur Westfrage (Preußische Jahrbücher, Schriftenreihe). Verlag Georg Stilke, Berlin, 1936. 100 Seiten.

Dr. Hans Hasner: Der Interventionismus. Versuch einer Einordnung in den Rahmen von Wirtschaftssystemen. Zürich, 1936. 66 Seiten.

Aus dem Inhalt des Juni-Heftes:

H. Frey: Oberstkommandant Heinrich Roost. — **Gustav Däniker:** Bereitschaft zur Landesverteidigung (Schluß). — **Eduard Blocher:** Das Ende einer Begeisterung. — **Erich Brock:** Nietzsches „Ewige Wiederkehr“ und der heutige Mensch. — **A. W. Kübler:** Tennessee-Valley-Authority.

Berantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Verband: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsberechte vorbehalten.

Insatzbestellungen an A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2.